

Inhalt

**Gabe und kulturelle Praktiken im Spannungsfeld zwischen
Lassen und Tun. Eine Einleitung**

Nicola Tams & Steffi Hobuß | 7

**Quo maius pati nequit. Komparative des Leidens
und ihre Eskalationen**

Philipp Stoellger | 29

**Aktivität und Passivität der visuellen Wahrnehmung bei Platon
und Aristoteles**

Steffi Hobuß | 57

**Müßiger Widerstand? Vom subversiven Nichtstun der Philosophie
am Ende der Geschichte**

Martin G. Weiss | 79

Schweigen die Sirenen?

Sabine Hark | 99

**»Aber das Gedicht spricht ja!« –
Ethik und Textualität in Celans Gedichten Schibboleth
und Du liegst**

Martin Schierbaum | 119

**Gabe und Performativität.
Von der performativen Kraft leerer Versprechen**

Nicola Tams | 159

Tun und Lassen im Mund

Anthropologische Dimensionen des Mundraums

HARTMUT BÖHME

1. MUND AUF, AUGEN ZU!

Liebende küssen sich – ich küsse dich – du küsst mich: Was hier Lippen, Zunge, Zähne tun und lassen, ist nicht zwischen den Personen zu verteilen, mein Teil – dein Teil. Das weiß man überall: »Küssen kann man nicht alleine«, heißt die letzte CD von Max Raabe. Im besten Fall besteht zwischen den Liebenden Reziprozität und Resonanz, eine bewegliche Balance zwischen dem Aktiven und Passiven, zwischen Propriozeption und Heterozeption.¹ Das muss nicht so sein: Wer jemandem einen Kuss auf den Mund drückt, der seinerseits verschlossen, ja zusammengepresst bleibt, hat schon alles falsch gemacht. Küsst ein Paar sich beim morgendlichen Auseinandergehen beiläufig auf den Mund, so mag zwar Zugehörigkeit und Sympathie ausgedrückt sein, doch ist es mehr eine symbolische, als eine erotisch genießende Aktion. »Küss die Hand, gnädige Frau«: Das scheint eine routinierte Geste aus alter Zeit wie heute Küsschen rechts und Küsschen links. Und doch kannte damals der Handkuss und kennt heute das Küsschen Küsschen auf der Vernissage minimale Differenzen, die das Feld zwischen bedeutungsleerer Konvention und erotischer Verführung ausfüllen. Reden wir nicht von den unerwünscht feuchten Küssen, die der Großvater der neunjährigen Enkelin aufdrückt, der dabei speiübel wird. Sprechen wir auch nicht von den Familienküssen zwischen Eltern, Kindern, Onkeln, Tanten usw. Im besten Fall sind sie herzlich, im schlechtesten Fall widrig, in jedem Fall sind, sofern der lüs-

1 Zum Kuss, anders als zum Coitus, gibt es nicht viel Forschung, vgl. aber Montandon, Alain: Der Kuß. Eine kleine Kulturgeschichte. Berlin 2006.

terne Onkel außen vor bleibt, diese Küsse von allen anerkannt als Geste der Familialität und vielleicht sogar der liebevollen Zartheit. Küssen ist der Ausdruck davon, dass hier Liebe, Freundschaft, Zuneigung wechselseitig getauscht und anerkannt werden. Wenn Anerkennung der wichtigste ethische Akt ist, durch welche Gemeinschaften und Beziehungen generiert und stabilisiert werden, so muss das reziproke Küssen als ein präverbales Agieren wechselwirkender Anerkennung von Ich und Anderem in intimen Nahverhältnissen gelten. Es ist kaum übertrieben, wenn man behauptet: Keine Ethik ohne den Spürsinn der Schleimhäute, die aufs Genaueste die wahre Natur von Beziehungen erkennen.

Jenseits davon öffnet sich das Spektrum der sozialen Typik von Kuss-Akten. Und dabei zerstioben die idealen Anmutungen schnell. Der sozialistische Bruderkuß, den Leonid Breschnew und Walter Ulbricht auf dem VII. Parteitag der SED 1967 vor aller Augen tauschten, ist zwar aus dem brauchtümlichen Bruder- und Osterkuß der orthodoxen Kirche oder gar vom zeremoniellen *osculum pacis* (Friedenskuß) des frühen Christentums übernommen und sollte die Einigkeit über sozialistische Ziele wie Brüderlichkeit, Solidarität und Gleichheit bekräftigen. Dennoch war bei diesem Staats-Kuß die Asymmetrie zwischen dem Führer der hegemonialen Sowjetunion und der Machtmarionette eines Trabantenstaates offensichtlich. Gleichwohl funktionierten die Reflexe: die Augen geschlossen, die Münder weit geöffnet und die Lippen aufeinander gepresst. Nicht ohne Grund überschrieb der Künstler Dimitry Vruble 1990 sein Gemälde, womit er das berühmte Kuß-Foto von Barbara Klemm auf die Reste der Berliner Mauer, der East Side Gallery, malerisch übertrug, mit dem Titel: »Mein Gott, hilf mir, diese tödliche Liebe zu überleben«.

Auch in anderen sozial codierten Küßen überwiegt das Gegenteil dessen, was wir am genießenden Kuß als lustvolle Balance von Eigen- und Fremdwahrnehmung festgestellt hatten. Man denke an den Verräter-Kuß, mit dem Judas seinen Meister Jesus den Häschern preisgibt. Man denke an die vielen Küße, mit denen der lüsterne Tod dem Leben des blühenden Mädchens ein jähes Ende setzt (Gemälde, Stiche, Radierungen von Baldung Grien bis Edvard Munch). Man denke an die Küße der Demut und Achtung, die Papst Johannes II. vor dem Land ausdrücken wollte, wenn er, aus dem Flugzeug gestiegen, als erstes den Boden küßte (natürlich ohne die Erde zu berühren). Man denke an die Tennisspieler(innen) und Fußballer(innen), welche ihre gewonnenen Pokale küßen, während Olympioniken eher mit bleckenden Zähnen auf ihre Medaillen beißen. Amüsiert erinnert man sich an den provokativen Zungenkuß, den Madonna und Britney Spears 2003 auf offener Bühne und vor laufenden Kameras tauschten. Und dann der Todeskuß, den die Sphinx ihrem Opfer, dem Mann, schenkt – auf dem Gemälde »Der Kuß der Sphinx« (1895) von Franz von Stuck oder dem

Gemälde »Vampir« (1915-18) von Edvard Munch: Zwischen Sphinx und Vampir demonstriert die männerverschlingende *femme fatale* des 19. Jahrhunderts ihre halb menschliche, halb dämonische ›Natur‹.² Im Zwischenraum von Lippen, Zähnen, Zunge und Gaumen verwandeln sich die Aktivitäten unmerklich oder blitzschnell: »Küsse, Bisse, das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, kann schon das eine für das andre greifen«, erklärt Kleists Penthesilea, als sie in wildem Taumel, zusammen mit ihren Kampfhunden, den geliebten Körper Achills mit den Zähnen zerfleischt hat.

Vergessen wir nicht all die Küsse, die im erotischen Spiel zwischen Mündern und Körpergliedern – vom Ohrläppchen bis zu den Zehen – zum Ereignis werden, allen voran die Königsküsse Cunnilingus und Fellatio. Sie zeigen nicht die gleiche Ausgewogenheit von Tun und Lassen wie der symmetrische Zungenkuss. Aber sie eröffnen, gerade in der asymmetrischen Verteilung von agierendem und genießendem Anteil, die weite Welt wechselwirkender Verhältnisse des Sex. Der Sex, jedenfalls in seinen genitalen Spielarten, ist mit der Kuss-Welt zwar verbunden, aber auch dadurch unterschieden, dass die Münder im Zungenkuss auf das Andere ihrer selbst treffen, unabhängig vom Geschlecht; während die Genitalität viel stärker die Andersartigkeit des Anderen hervortreibt, die bestenfalls komplementär ist, aber niemals symmetrisch. Gerade das steigert (jedenfalls mehrheitlich) die Lust. Deswegen ist die genitale Welt eher geneigt, Tun und Lassen stärker zu differenzieren, selbst wenn die Aktiv/Passiv-Anteile dabei hin und her wechseln mögen.

Unterbrechen wir an dieser Stelle. Nennen wir Küssen eine erotische Praxis, so ist diese dadurch ausgezeichnet, dass sie nicht entweder Tun oder Lassen, entweder aktiv oder passiv ist, sondern ein Gleiten auf der Skala zwischen beiden Polen, oder, gerade in den beglückenden Fällen, beides zugleich. Ist Reziprozität eingelöst, so gilt: Wer küsst, lässt sich auch küssen. Wer küssend Lippen und Zunge des Anderen umspielt und schmeckt, empfindet dabei zugleich die eigenen Lippen und Zähne und die eigene Zunge. Heterozeption ist immer zugleich Propriozeption und zwischen beiden schaukelt sich die Lust auf. Wie sollte man hier Subjekt und Objekt unterscheiden, wenn beide beides sind *und* beide keines von beiden? In der öffentlichen Performance des Küssens allerdings können sich die Beteiligten auf getrennte Subjekt- und Objekt-Positionen verteilen,

2 Vampiristische, nekrophile, tödliche, verschlingende Küsse gibt es in Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts zuhauf, von E.A. Poe über Rodin bis Gustav Klimt und weiter bis zum Roman/Film »Der Kuss der Spinnenfrau« von 1976/1985: das gehört zur morbiden Erotik und der obsessionellen Angstlust vor den *femmes fatales*, in deren Küssen und Schoß der Tod lauert.

so etwa bei den Macht demonstrierenden, taktischen, inszenatorischen oder überwältigenden Kuss-Akten, die niemals Gabe oder Tausch, sondern Demonstration und Zeichen sind. Ich küsse dich, also bin ich (der Stärkere). Ich küsse irgend etwas oder irgend jemanden und demonstriere dabei die Beziehung, in der ich zum Anderen stehe oder behaupte zu stehen (Breschnew, Papst, Madonna). Halten wir fest, dass die intimen Zungenküsse geradezu paradigmatisch durch die Ausgewogenheit, ja Ununterscheidbarkeit von Tun und Lassen charakterisiert sind. Könnte es also sein, dass der Mundraum basale Vermögen enthält, welche dem Gegensatz von Tun und Lassen, wie er die tradierten Diskurse beherrscht, ein viel flüssiger agierendes Paradigma entgegensetzen? Könnte es sein, dass wir in unseren leitenden anthropologischen Annahmen versäumt haben, vom Oralen zu lernen? Dieser Auffassung sind wir allerdings und vertreten deswegen die These von der zweiten, soziokulturellen Geburt des Menschen in und aus der Mundhöhle³ – im Medium uralter, höchst komplexer und fundamentaler Aktivitäten, die von größter kultureller Wirkung sind. Diese These reflektierend, rücken sich auch die Verhältnisse von Tun und Lassen zurecht.

Schauen wir, nach dem Küssen, zwei weitere aktiv/passive Praktiken des Mundraums an. Über den Mund/Nasenraum werden die beiden entscheidenden Achsen des Metabolismus initialisiert: Atmen und Essen. Wir *saugen, lutschen, küssen, züngeln, beißen* nicht nur im triebdynamischen Feld der oralen Libido, sondern wir *packen mit den Zähnen zu, zermalmen, verschlingen, vernichten, (zer)knirschen* und folgen damit der Triebdynamik oraler Aggressivität (die durchaus libidinös getönt sein kann). Diese Dualität der frühesten und sich lebenslang erhaltenden Triebdynamik ist, um hier einen Terminus von Sigmund Freud aufzunehmen, in »Anlehnung«⁴ an die Dynamiken der Nutrition und des Atmens strukturiert.

3 Böhme, Hartmut & Slominski, Beate (Hg.): Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin. München: Fink 2013.

4 »Anlehnung« meint die Vergesellschaftung oder Anlehnung von Sexualtrieben an Selbsterhaltungs-Bedürfnisse bzw. wichtige Körperfunktionen. So lehnt sich libidinöse Lusterfahrung zunächst und ausschließlich an die Nahrungsaufnahme an und wird nach Freud erst sekundär autonom. Indessen kann eine Anlehnung von libidinösen Strebungen auch lebenslang an eine Zone, wie den Mundraum, erhalten bleiben. Man kann sagen, dass der Sex sich seine Quelle, sein Objekt und seine Beziehungsform zuerst vom Mundraum entleiht – und diese orale Strukturierung bleibt auch erhalten, auch wenn sie durch das Hinzutreten analer und genitaler Muster differenziert wird. Freund entwickelt das Konzept der Anlehnung zuerst in den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« (1905). Wer dieser Spur weiter nachgehen will, nehme den Artikel

Atmend können wir im ruhigen Rhythmus dem Ein und Aus folgen, der Diastole und Systole, wie es Goethe nennt. Heute spricht man eher von Systole und Diastole des Herzens. Beides, Atem und Herzschlag, sind unvermeidbare, lebenserhaltende, darum basale Prozesse. Sie sind weniger ein Tun als ein unwillkürliches Geschehen, auch wenn man auf sie pharmakologisch oder therapeutisch Einfluss nehmen kann. Doch erfahren wir schnell, dass dem Versuch, den Atem oder das Herz über Intentionen zu steuern, enge Grenzen gesetzt sind. Immerhin lernen wir den fließenden Rhythmus des Atmens kennen, und spüren das stetige Ineinander-Übergehen von Engung und Weitung. Damit wird der Grundrhythmus aller leiblichen Gefühle erschlossen, die in »Anlehnung« an den Atem und den Herzschlag sich postnatal erst entwickeln müssen.

Doch wir atmen nicht nur ruhig, sondern – je nachdem – wir *hecheln*, *schnaufen*, *schnauben*, *keuchen*, *hyperventilieren*, *sind außer Atem*, *in Atemnot*, *ringen um Atem*, empfinden Angst in *erstickender Enge* und Freiheit schenkende *Weitung* in der Frische der Luft. Im Atmen leben wir, Luft ist unser erstes Lebensmittel. Dies ist in der mythologischen Fassung der Bibel gut erfasst, wenn der aus Erde skulpturierte Adam erst durch das Einblasen des Odems (ruach, pneuma, spiritus; Gen 2,7) zu Leben kommt. Odem ist Lebenshauch. Atem ist Animation, darum die beglückende Erfahrung, wenn der/die gerade Geborene den ersten Atemzug schöpft und dann schreit: Stimme haben heißt, lebendig sein, im Atem seinen ersten Ausdruck finden.

Was sollte hier die modale Trennung von Tun und Lassen für einen Sinn machen? Gewiss, wir *tun* etwas mit dem Herzen, wenn wir es durch autogenes Training oder Pharmaka beeinflussen; und wir *tun* etwas, wenn wir als Meditierender, Sportler, Schauspieler oder Sänger den Atem kultivieren. Aber dieses Wort »kultivieren« ist schon zu stark, weil der Atem so wenig wie das Herz anzueignen und womöglich zu beherrschen ist wie ein Objekt oder Instrument. Ja, wir tun etwas – im Rahmen des Lassens. Oft besteht das therapeutische Tun darin, gerade das Lassen zu lernen, die kulturelle Unruhe herauszuhalten, um das Getragenwerden durch den Atem zu verstehen. Was lernt man aus diesen einfachen Phänomenen? Nur indem wir eine Kultur des Lassens entwickeln, sind wir in der Lage, zu handeln.

Sehr schnell nach der Geburt, oft noch vor dem ersten Saugen der Brust, streicht die Zunge über die Lippen und das Händchen fährt unkoordiniert an den

»Anlehnung« zum Ausgang, in: Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psychoanalyse. 9. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 69-72.

Mund: Orale Eigenreizungen entstehen. Sie werden eingebettet in die ersten Geschehnisse der Nutrition, welche, in der Regel, über die Mund-Brust-Koppelung von Mutter und Säugling abläuft.⁵ Ernährung und damit Lebenserhalt erfolgt über eine Konfiguration, in der es eine Trennung von Subjekt und Objekt und erst recht von Tun und Lassen nicht gibt. Der Saugreflex ist gewiss die erste Quelle von Aktivität, ohne doch als objektbezogenes Handeln erlebt zu werden. Jedenfalls betonen Säuglingsforscher, dass im Strömen der Milch der Säugling sich eins mit der Brust fühle. Dies ist der Ursprung der auf Freud so befremdlich wirkenden »ozeanischen Gefühle«⁶, die er doch literarisch dicht beschreibt. Die Brust ist ein Selbst-Objekt, aber weder Selbst noch Objekt sind schon ausdifferenziert. Doch im *Saugen, Schmecken, Schlucken* wie im *Rülpsen, Würgen, Sich-Übergeben* wird im Transferraum des Mundes die sensorische Spur gelegt für die Doppelmatrix: von Außen nach Innen und von Innen nach Außen. Diese Vorstufen für Prozesse der Interiorisierung (Inkorporation) und Exteriorisierung (Verkörperung) finden sich, weniger kathektisch besetzt, auch im Atmen.

Nach der Zahnung, einem oralen Epochenwechsel ersten Ranges, treten die Aktivitäten des *Packens mit den Zähnen, des Zerbeißen, Zermalmens, Zerkleinerns* der Nahrung hinzu. Damit ist die Basis für die Ausbildung eines anderen Typs der Triebdynamik geschaffen, nämlich für die orale Aggression, die auf das Zerstückeln und Vernichten des Objekts zielt. Von nun an sind Tun und Lassen sowohl dividierbar wie auch miteinander verflochten. Das kleine Kind spürt die aktive Energie, die in seinen aggressionsfähigen Zähnen sitzt: eine mächtige, ja die mächtigste Kraft unserer selbst. Schon beim Kauen, Wälzen und Einspeicheln des Essens wird die aktive Arbeit der Zerkleinerung und Vorverdauung geleistet; aber zugleich wird passiv gespürt, gefühlt, gerochen und geschmeckt. Mit der oralen Libido und den ihr angeschlossenen *flow*-Erlebnissen narzisstischer Lust einerseits sowie andererseits mit der oralen Aggression und den ihr angeschlossenen Energien zur Destruktion des Anderen haben wir die duale Triebdynamik, die sich allen späteren Stufen der Triebentwicklung aufprägen.

5 Nach dem Modell dieser Koppelung haben Deleuze und Guattari eine emphatische, aber in narzisstischen Dynamiken sich verfangende, oft delirierende Philosophie entwickelt, die in den 1970er Jahren eine bedeutende Rolle für die ersehnte politische wie psychische Befreiung von den ödipalen Strukturierungen der Lebensläufe wie der Gesellschaft spielte (Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie*; Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, frz. 1972).

6 Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur*. In: ders.: *Studienausgabe* Bd. IX; 5. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 1989, S. 193–270, hier: 197–205.

Nun ist die Nutrition mit zwei weiteren sensorischen Leistungen des Mund-Nasenraums verbunden, nämlich dem Riechen und dem Schmecken, abgesehen davon, dass im Kontakt mit der Mutterbrust und der Milch bzw. dem Nahrungsbrei immer eine taktile Erfahrung mitspielt (›im Kontakt‹ heißt zunächst ›in Berührung‹). Gustus, Olfactus und Tactus operieren von vornherein im Verbund. Und sie sind bipolar strukturiert, zwischen den Polen der lustvollen und widrigen Reize gefächert. Hier bilden sich die Vorstufen der Urteilkraft der Sinne sowie die Vorstufen zu einer Reihe wichtiger Gefühle, welche unsere Einstellung zu Objekten bestimmen. Wie schon die positiven oder negativen Gestimmtheiten von Gustus, Olfactus und Tactus sind auch die Gefühle von Lust, Genuss, Freude, Gier, Ekel, vomitiver Abwehr keine intentionalen Handlungen, kein Tun, sondern Pathêmata, Widerfahrnisse unseres Weltbezugs. Auf der Grundlage der kooperierenden Sinne Gustus, Olfactus und Tactus baut sich die Mannigfaltigkeit des *mundus sensibilis* auf, der indes immer auch kulturell geprägt ist. Erst auf dieser Grundlage können wir die Befindlichkeit und Gestimmtheit unseres Daseins finden und die Ästhetik unseres Weltverhältnisses ausbilden – also das Reich der Gastrosophie, die Welt der Düfte und Essenzen und schließlich die Welt der Stoffe, mit denen wir in schmeichelnde oder abstoßende Berührung geraten.

Nach diesen Vorüberlegungen über Aspekte oraler Dynamik, insofern sie mit dem Thema Tun und Lassen verbunden sind, folgen einige Erinnerungen an die Missverständnisse, die über die Gefühle und die sensorischen Erfahrungen seit der ersten griechischen Aufklärung und dann im modernen Rationalismus herrschen. Dies erklärt, warum die Leistungen des Mundraums in der Geschichte des anthropologischen Denkens zugunsten der Prävalenz der Hand, des Auges und Ohrs und schließlich des Gehirns unterschätzt wurden. Für eine strukturfunktionale und historische Anthropologie aber scheint die philosophische Wiedergewinnung der basalen Bedeutung des Mundraums nötig zu sein. Damit ist auch eine Rechtfertigung des ›Lassens‹ verbunden, allerdings nicht derart, dass das Lassen nun gegen das Tun ausgespielt wird, sondern in dem Sinn, dass beide bei fast allen wichtigen Operationen des Menschen ineinander verwoben sind, auch in den intellektuellen Aktivitäten wie dem Denken.⁷

7 Thomas Metzinger zeigt in seinem neuesten Buch, dass das Denken zum kleinsten Teil eine rational von Intention und Methode gesteuerte Aktivität ist, sondern eingebettet ist in unwillkürlich ablaufende, mehr oder weniger unstrukturierte, gleichsam ›rauschende‹ Abläufe des Gehirns, die im Sinne des hier vorliegenden Buches eher dem Lassen als dem Tun zuzuordnen sind (Thomas Metzinger: Der Ego-Tunnel. Eine

2. GEFÜHLSMACHT UND SELBSTERMÄCHTIGUNG

Im homerischen Griechenland wurden die Gefühle durchweg als *pathêmata* verstanden. Spuren dieser Auffassung finden sich indes auch in der Dichtung bis hin zu Euripides. Der Terminus *pathos* bezeichnete vor der philosophischen Aufklärung der Griechen nicht einen Zustand des seelischen Gemüts, sondern das, »was einer Person oder einer Sache widerfährt. In diesem Sinn kann jede Veränderung, auch die Veränderung von Dingen, *pathos* heißen.«⁸ *Pathos* ist Erschütterung, darum auch Leidenschaft oder Leiden.⁹ Am genauesten wird *pathos* wiedergegeben als »Widerfahrnis« (Georg Picht). Es gehört zu den Umdeutungen seit etwa 400 v. Chr., dass man *pathêmata* nicht länger als Widerfahrnisse interpretiert, sondern so, als würden sie »von der Seele selbst produziert«. Bis dahin gilt (teilweise bis heute) eher die Auffassung der Affekte als Ekstasen: »Wir sind aus uns herausversetzt und von dem hingerissen, was uns in diesen ›Affekten‹ betrifft und seiner Gewalt unterwirft.«¹⁰ Diese raumumgreifende Mächtigkeit von Gefühlen hat ihre Resonanzen nicht im Gehege einer Seele, sondern unmittelbar im Thymos und im Phren, der Brust- und Zwerchfellgegend, die als Regungsherde *und* Resonanzonen von den Gefühlen ergriffen, gepackt, umlagert, umhüllt, durchdrungen und in einen schwellenden, aufwallenden, gerinnenden, ziehenden oder pulsierenden Zustand versetzt werden. Dagegen wird schon in der Odyssee eine andere, langfristig wirksame Entwicklung eingeleitet. Gefühle werden in einer Sphäre personaler Selbständigkeit eingeehgt, sie werden gewissermaßen zu Regungen der 1. Person Singular verwandelt, die am Ausdrucksverhalten abzulesen sind. Aus letzterem entsteht die »Semiotik der Gefühle« sowie eine »Semiotik des Körpers« (Herder¹¹) – in Beobachtungsperspektive. Damit wird eine scharfe Trennung von Innen und Außen konstruiert, die auch ein Verhehlen und Beherrschen der Gefühle erlaubt.

neue Philosophie des Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik. München: Piper 2014).

8 Picht, Georg: Kunst und Mythos. Stuttgart: Klett-Cotta 1990, S. 439.

9 Vgl. die Rehabilitation des *pathos* bei: Busch, Kathrin / Därmann, Iris (Hg.): »*pathos*«. Konturen eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs, Bielefeld: transcript 2007.

10 Picht: Kunst und Mythos, S. 440.

11 Herder, Johann Gottfried: Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit; In: Werke in X Bdn., hg. v. Martin Bollacher, Bd. VI. Frankfurt /M. 1989 (zuerst 1784-91), S. 185.

Die Introjektion der Gefühle ermöglicht die »personale Emanzipation vom Diktat der Erregungen.«¹² Die von dieser Introjektion – der Verseelung der Gefühle – ausgehende philosophische Linie ist gut vereinbar mit modernen psychologischen und kognitionswissenschaftlichen Theorien der Gefühle, bei denen Motivation, Intentionalität, Urteilskraft und moralische Steuerung im Vordergrund stehen. Gefühle wurden in das transpositioniert, was Platon die *Psyché* nannte; sie wurden verinnerlicht. Erst durch Introjektion entsteht der Gefühlsinnenraum.¹³ Diese folgenreiche Transformation, die im Subjektgefüge den Wechsel von zentraler Ich-Schwäche zur personalen Selbstermächtigung vollzieht, begründet die Emanzipation personaler Identität.¹⁴ Gefühle werden zu (intentionalen) Momenten der Innenwelt eines Subjektes. So kann der Umgang mit den Gefühlen dem unterstellt werden, was Platon als *dianoia* auszeichnet: »eine innerhalb der Seele an sie selbst gerichtete Unterredung ohne Stimme« (Sophistes 263e: ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὐτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς).

Nach der Auffassung, dass wir uns eingebettet in raumumgreifende Gefühlsmächte vorfinden, ist das Hinnehmen und Widerfahren-Lassen von Gefühlen, die womöglich dämonischen Charakter haben, die Regel. Dann aber, wenn *Dianoia* oder *Phronesis*, als die Kraft überlegter Selbststeuerung die Führung erhalten soll, werden die Gefühle und Triebe, ja das gesamte Feld der körperlichen Regungen komprehendiert. Sie werden in »innere Objekte« verwandelt, die zwar noch empfunden, aber doch in ihrer Mächtigkeit deutlich begrenzt werden. Die Erwartung ist, dass diese Kultivierung des Leibes und der Gefühle zum Anstieg der Handlungsfähigkeit führt und damit zur Selbstermächtigung der aktiven, navigatorischen Ich-Fähigkeiten, wie sie Platon im Gleichnis vom Seelenwagen bebildert hat: Die Triebe, teils wilde, teils schon gezähmte Pferde vor dem Wagen, liefern die Antriebsenergie für den Wagenlenker, dessen Steuerung die Pferde folgen müssen (Phaidros 246a–257a). »Lenkung durch Vernunft« ist das Ziel aller Aufklärung.

12 Schmitz, Hermann: System der Philosophie. Bd. III/2: Der Gefühlsraum; 2. Aufl. Bonn: Bouvier 1981, S. 19.

13 Zur Introjektionstheorie vgl. Schmitz (wie Anm. 12) S. 6-20. Schmitz nennt dies auch den »Mythos der Introjektion«; doch ist die Introjektion »das wichtigste Ereignis in der Geschichte des menschlichen Selbstverständnisses [...], [das] sich in Europa im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert durchsetzt.« Diese Transformation ist nicht als »Übergang«, »nicht ein naturgemäßer Fortschritt der Enthüllung des Menschen vor sich selbst«, sondern als ein »Bruch« zu werten (ebd. S. 404-7).

14 Schmitz, Hermann: Leib und Seele in der abendländischen Philosophie. In: Philosophisches Jahrbuch 85 (1978), S. 221-241, hier: 224-28.

Die selbstgesprächige Seele des Logistikon ist also emanzipiert gegenüber den Regungsherden, sie ist allein mit sich, ohne Abhängigkeit vom *thymos*, den sie überwinden und ablösen soll. Was sie denkt, ist einem Urteil unterworfen: Hier beginnt die Urteilstheorie der Gefühle. Der Dialog findet in einem exklusiven Bereich statt, der Seele, worin Sprecher, Angesprochener und Raum des Gesprächs dasselbe sind. Diese Reflexionsbühne, die zugleich Steuerzentrale und Kontrollinstanz ist, bildet die Person selbst, die sich aus der Sphäre der mächtig ergreifenden *pathêmata* zurückgezogen hat.

Bei dieser philosophischen Achsendrehung werden die Gewichte zwischen dem Tun und Lassen verschoben. Auch eine Umwertung und Neukartierung des Körpers ist die Folge. Von den Sinnen sind nur Auge und Ohr aufgrund ihrer engeren Bindung an den Logos positiv bewertet, während Gustus, Olfactus und Tactus als die niederen Sinne abgewertet werden. Damit rückte auch der Mundraum weit aus der philosophischen Aufmerksamkeit. Das ›Edelste‹, was der Mund entließ, die Stimme (die Oral-Sprache), wurde durch den Übergang zur Schrift ebenfalls abgewertet oder erfuhr allenfalls wegen ihrer Benachbarung zum Logos (Wort, Sprache, Vernunft) einige Achtung. Die Logoshaftigkeit der Stimme wurde indes keineswegs als Leistung des Mundraums gewürdigt, sondern sie wurde dem Logos direkt zugeschlagen, der die Gliederung der strömenden Atemluft in bedeutungstragende Phoneme allein leistet. Immerhin aber behielt das Phonetische auf diesem Wege einige Wertschätzung, die indes keineswegs, wie Derrida annahm, einen abendländischen Phonozentrismus zu begründen kräftig genug ist.

Bei Georg Picht heißt es:

»Wenn aber die sogenannten Affekte Widerfahrnisse sind, kann man nicht sagen, dass der Mensch die Affekte ›hat‹, man muss dann sagen, dass er sie erleidet. Das bedeutet, dass der vermeintliche Innenraum der Seele in Wahrheit ein Bereich ist, in dem wir nach allen Seiten hin für die Umwelt offen und ihren Einwirkungen ausgesetzt sind. [...] Wir sind aus uns herausversetzt und von dem hingerissen, was uns in diesen ›Affekten‹ betrifft und seiner Gewalt unterwirft.«¹⁵

Das ältere griechische *pathos* ist nicht Affekt und nicht Emotion, wie diese unter neuzeitlichen Voraussetzungen verstanden werden. Das Pathische als Eigenart der Gefühle zu verstehen, steht, weil es eine durchlässige Ich-Struktur (*homo apertus*) voraussetzt, quer zu den Auffassungen des *homo clausus*, wie ihn Norbert Elias als zivilisatorischen Trend der europäischen Geschichte beschrie-

15 Picht: Kunst und Mythos, S. 440.

ben hat.¹⁶ Sich abschließen zu können und damit auch undurchschaubar zu machen, wurde, etwa in den politischen Theorien (z.B. Macchiavelli) und Etikettenbüchern (z.B. Gracian), als Voraussetzung für den Gewinn und Erhalt von Handlungsmacht und damit der persönlichen Stellung in der Gesellschaft erachtet. – Damit sind wir nun ausgestattet, zum Mundraum und seinen Funktionen anthropologische Überlegungen anzustellen und auf die Bipolarität von Tun und Lassen zu beziehen.

3. MUND-GEBURTEN: ANTHROPOLOGIE DES ORALEN

Die zweite Geburt des Menschen, hieß es, erfolgt im und durch den Mundraum. Die erste Geburt wird, wie jeder weiß, durch die Trennung vom Mutterleib realisiert. Von der zweiten Geburt wird in dem Sinn gesprochen, dass durch den Erwerb kommunikativer Kompetenzen der werdende Mensch als interaktiv eingebettetes Lebewesen in Gemeinschaften sich behaupten lernen und Anerkennung finden muss, um überhaupt ein Subjekt zu sein. Der Beginn dieses Prozesses wird in die Individuations-Phase gesetzt, in der das Kleinkind beginnt, sich aus der Symbiose mit der Mutter zu lösen. In der Regel ist dies koevolutiv mit der Zunahme motorischer und manueller Fähigkeiten, mit der Ausdifferenzierung der oralen Triebdynamik, ferner mit erweiterten Sinnes- und Kognitionsleistungen sowie vor allem mit dem Spracherwerb verbunden. Entscheidend ist die gewonnene Fähigkeit zur Innen/Außen-Gliederung der Welt, die Grenzbehauptung zwischen der Ich-Sphäre und dem Objekt-Universum. Sehr viele dieser das Subjekt konstituierenden Leistungen finden ihre archaische Herkunft im Mundraum. Darum sprechen wir von der »zweiten Geburt«.¹⁷

Der Mundraum ist ein einzigartig polyfunktionales Organ-Ensemble des menschlichen Körpers. Seine Höhlung öffnet sich über Lippen und Mund in die Außenwelt und über den Schlund in die Innenwelt des Körpers. Dieser bidirektionale Transitraum ist für unser Weltverhältnis basal: Sowohl Prozesse der Einkörperung und Verinnerlichung wie der Entäußerung und Verkörperung

16 So zuerst in Elias, Norbert: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. 2 Bde., 3. Aufl.: Francke 1969 [1939]. – Ders.: *Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 (zuerst 1985). Vgl. Dahlmanns, Claus: *Die Geschichte des modernen Subjekts*. Michel Foucault und Norbert Elias im Vergleich. Münster: Waxmann 2008, S. 157-165.

17 Zum folgenden vgl. Böhme/Slominski: *Das Orale*, S. 11-29, 61-68, 99-110, 125-138.

durch Mimik und Sprache werden hier grundgelegt. Der Mundraum bildet mit- hin die Kontaktgrenze von Körperinnenwelt und objekthafter Außenwelt.

Mund, Zunge, Zähne, Kiefer und Mundhöhle bilden zusammen ein über Jahr- millionen entwickeltes biomechanisches Ensemble. Sie besorgen das erste Kapitel der Nutrition, die in der Ausscheidung endet. Weltstoffe müssen durch den Mund ins Innere, auf dass wir leben können. Damit beginnt der Vorgang der Verinnerlichung, durch die das Fremde, sofern es ›mundet‹, in Eigenes verwan- delt und, sofern es fremd bleibt, wieder ausgeschieden wird. Der Mundraum ist der Zensor, der das Urteil darüber fällt, was man ›bei sich behält‹ oder ›ausstößt‹ – eine Dividierung, die der Verdauungskanal noch einmal vornimmt. Die Schei- dung in ›gute‹ und ›böse‹ Objekte wird in der Nutrition vorbereitet. Hier, so darf man zuspitzen, beginnt die Politik der Assimilation und Dissimilation, der Inklusion und Exklusion. In beiden Direktionen sind die Anteile des Tuns und des Lassens in ständig wechselnden Verhältnissen vermischt.

Für den Säugling in seinem ganz auf die Oralität konzentrierten Lebenswil- len ist der Mund das erste Welterschließungsorgan. Die Nahrung wie auch die Dinge werden im Mund getestet. Das kleine Kind folgt noch ganz dem archai- schen Antrieb, alles in den Mund zu nehmen, um so die Dinge mit Mund und Hand zu erkunden. Alles will belutscht, geschmeckt, beleckt, besaugt werden – eine fast noch symbiotische Enklave. Übergangsobjekte nehmen, nach Donald Winnicott, eine Brückenfunktion für die Überschreitung der Symbiose ein. Der Mundraum ist nicht nur die Vorkammer der Verdauung, sondern auch der Ver- suchsraum des Schmeckens und Kostens, der Lustraum gastrosophischer und se- xueller Genüsse. Ferner ist die Mundhöhle, zusammen mit dem Stimmapparat, der Produktionsraum einer eigenen akustischen Welt des Schmatzens, Malmens, Schnalzens, Stöhnens, Knirschens, Knurrens, Jauchzens, Schreiens usw. Diese expressiven Laute oder Lautfolgen sind überwiegend unwillkürlich, entweder beiher spielende Geräusche (das Schmatzen) oder starke Gefühlseruptionen, die überwältigend nicht nur von der Stimme, sondern vom ganzen Körper Besitz er- greifen (das Jauchzen).

Diese widerfahrenden Gefühlslaute des Mundes sind vielen Menschen pein- lich. Sie gelten, gerade wegen ihres ungezügeltten Charakters, als Verstoß gegen die Etikette. Man hat seine stimmlichen Expressionen zu kultivieren und zu steuern, etwa derart, dass man einer unaufdringlich frohen Mimik den Satz zu- fügt: Jetzt bin ich aber wirklich glücklich. Hingegen dürfen Torschützen oder Goldmedaillengewinner im Moment ihres Triumphes in aller Öffentlichkeit hemmungslos jauchzen (und machen damit dem partizipationssüchtigen Publi- kum sogar Freude). Das wäre nach gelungenem Vortrag auf einer Tagung beim anschließenden Come-Together degoutant und deplatziert. Hier werden die lo-

gosförmigen Sprechakte bevorzugt, die, auch wenn sie eine performative Qualität haben, doch stets die distanznehmende Vergegenständlichung von Affekten, Leibregungen oder Genüssen anzeigen. Man bemerkt an diesen Beispielen, dass in unserer Kultur im allgemeinen solche Akte, die einem widerfahren und darum eher dem Lassen zuzuordnen sind, stärker reglementiert werden müssen als etwa die geordnete, stimmlich gemäßigte Rede, die von vornherein ein selbstbeherrschtes, seine Handlungen aktiv kontrollierendes Subjekt zu erkennen gibt. Im Grenzfall ist der Verzicht auf das Lautwerden der Stimme, also das Schließen des Mundes und das Schweigen der Rede, nicht etwa ein Ausdruck des Lassens (wie beim überwältigten Sprachlos-Werden), sondern die Signatur einer besonderen Selbstbeherrschung, die das lose Mundwerk zu beherrschen und die Rede zu zügeln vermag.

Damit haben wir die vielleicht großartigste Fähigkeit des Mundraums schon berührt, nämlich sein Vermögen, gegliederte und semantisch gehaltvolle Laute hervorzubringen, die von Partnern verstanden werden.¹⁸ Mit dieser kommunikationsbegründenden Leistung ist der Mundraum die Quelle eines evolutionsgeschichtlichen Sprungs (auch wenn er sich über Jahrhunderttausende hinzieht). Er bringt das Universum der menschlichen Sprache mitsamt ihrem medialen Träger, der Stimme, hervor. Damit zugleich wird die Welt der Musik eröffnet. Kein Zweifel: Der Mundraum, der zwischen Lebensvorgängen des Essens und Atmens und semantisch differenzierten Phonemen mühelos hin- und herwechselt, verrichtet eine unschätzbare Arbeit an der Kultivierung des Menschen. Ohne weiteres bewältigt er so entgegengesetzte Modi wie die des Einverleibens und der extrovertierenden Verkörperung von Bedeutungen (allerdings verbietet die Etikette, mit vollem Mund zu reden). Im Kontakt des Mundes mit Fremdobjekten bildet sich die Polarität von *abstoßend und anziehend*, von *lustvoll und eklig*, also die Grunddynamiken des ästhetischen Urteils – lange bevor das Menschenkind ›urteilen‹ kann; es agiert mit dem Mund Quasi-Urteile. Der Mund gibt die Grundform aller Ästhetik, den guten Geschmack her und das basale Medium aller Kommunikation, die Stimme.

Diese evolutionäre Selbstkonstitution des Menschen steht seltsam im Schatten der Hand und des Hirns und erst recht des Geistes und der Seele. Dagegen zeigt sich, dass die somato-sensorischen Areale der kortikalen Repräsentation für die Hand und die Mundzone sich ungefähr entsprechen, während sie im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen überproportional groß sind. Aristoteles hatte die Bedeutung der Hand für den Menschen und sein technisches Können herausge-

18 Vgl. hierzu Jürgen Trabant: Von der Hand in den Mund? Über den Zusammenhang von oraler Artikulation und Gebärde. In: Böhme/ Slominski: Das Orale, S. 33-42.

strichen, wenn er schreibt: »[...] und die Hand scheint nicht ein Werkzeug zu sein, sondern mehrere: denn sie ist wie das Werkzeug für Werkzeuge« (Aristoteles: *De partibus animalium* IV, 687 a 19 ff: ἔστι γὰρ ὡσπερ εἰ ὄργανον πρὸ ὀργάνων). Diese anthropologische Hochschätzung der Hand für die Selbstkonstitution des Menschen hat eine starke Tradition, während – im fiktiven Paragone der Organe – der weitaus komplexere Mundraum deutlich unterschätzt wurde. Dies liegt nicht zuletzt an der Bevorzugung des aktiven Handlungsmodus der Hand, während der Mund mit den drei unteren Sinnen viel stärker auch passive Momente beherbergt. Und selbst wenn der Mund als Produzent der Lautsprache agiert und in der Mund-Ohr-Koppelung den aktiven Part innehat, so wird dies von der Hand gekontert, welche die Sprache als Schrift und die Visualität als Bild erobert. Die Allianz von Schreib- und Malhand und Auge erfährt in unserer Kultur eine ungleich höhere Achtung als die von Mundwerk und Ohr (nur im Gesang ist dies anders). Es ist jedoch an der Zeit, die fundierende Bedeutung des oralen Ensembles in die historische Anthropologie aufzunehmen – ähnlich wie dies Didier Anzieu hinsichtlich des Haut-Ich getan hat.¹⁹

Auch für den körperlichen wie kulturellen Erwerb der Aggression nehmen das Orale und besonders die Zähne eine Leitfunktion ein. Die diffus im Körper aufsteigenden Aggressionsimpulse finden ein ursprüngliches Handlungsformat im Zuschnappen, Zubeißen, Zerkleinern, Zermalmen, kurz: in der Annihilation des Objekts. Der orale Aggressionsmodus hängt mit der Objektbeziehung in der Nahrungsaufnahme zusammen, bei der das lebenserhaltende Objekt vernichtet werden muss. Umgekehrt hat sich in die Imaginationsgeschichte der Menschheit eingegraben, dass man selbst zum Objekt der dentalen Zermalmung werden kann – und zwar nicht nur im Jahrhunderttausende langen Kampf mit den Großraubtieren, sondern auch in der innerartlichen Konkurrenz. Das Kannibalismus-Phantasma ebenso wie das »Gott-Essen«-Ritual²⁰ sind wirkmächtige Figurationen des Oralen in der Imaginations- und Religionsgeschichte.

Es gehört zum latenten Wissen eines jeden von uns, dass unsere Zähne das Aggressivste und Kraftvollste an uns sind. Zwischen die Zähne eines anderen, sei's Mensch, Löwe oder Drache, zu geraten, ist die entsetzlichste Phantasie überhaupt. Sie zieht ihre Spur von den ältesten Monster-Legenden bis zu den Fantasy-Filmen. Der Gewalt in den Zähnen entspricht die abgründige Angst vorm Gefressenwerden. Der oral beseligende Strom der Milch ist das erste Nirwana, die oralsadistische Zermalmung ist die erste Hölle. So hat die Psychoanalyse, namentlich Melanie Klein (1933/71), gezeigt, dass schon der Säugling von

19 Anzieu, Didier: *Das Haut-Ich*. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991 (zuerst 1985).

20 Kott, Jan: *Gott-Essen*. Interpretationen griechischer Tragödien; München: Piper 1991.

einer quälend hilflosen Wut erfüllt sein kann; er möchte unbewusst den Körper der Mutter zermalmen. Gut ist es, wenn die Mutter diese Gefühle aufnehmen und ›entgiften‹ kann, wie Wilfred R. Bion (1992, 1997) sagt.²¹ Sind beide in einem positiv empathischen Gleichgewicht, etwa nach lustvoller Stillung, teilen sie den Ausdruck beseligter Ruhe. Beide aber, destruktive Wut wie satte Seligkeit, entstammen dem Mund. Der Oralsadismus ist stammesgeschichtlich wie psychogenetisch ein Erbe, das im Interesse des Zusammenlebens, also der Kultur, kanalisiert, sublimiert, gezähmt, beherrscht werden muss.

Nach Elias Canetti (in »Masse und Macht«, 1966)²² kommt dem bezahnten Mund sowie seinen Praktiken eine weite kulturgeschichtliche Dimension zu, die bis in die Ur- und Frühgeschichte zurückreicht. Canetti bringt über die Physiologie der Zähne hinaus jene historischen Semantiken zur Geltung, welche sich vom Mythos bis zu den Redewendungen der Sprache um das Zahnwerk entwickelt haben. Wir dürfen trotz der Verwissenschaftlichung des Dentalen davon ausgehen, dass auch heute noch die Zähne für das kulturelle Selbstverhältnis des Menschen konstitutiv sind. In signifikanter Weise bestimmen die Zähne die aggressiven Dynamiken und die seriellen Ordnungen der Macht mit. Sie bilden (zusammen mit der Hand) den Pol des aktiven Tuns. Zähne sind niemals nur Zähne, sondern stellen komplexe kulturelle und psychologische Figurationen dar. Und der Mundraum ist nicht nur Quelle von Zeichen, den phonetischen Lauten und physiognomischen Ausdrücken, sondern er ist selbst in der langen Geschichte der Hominisation zu einem semiotisierten Raum geworden, der voller unsichtbarer Codes und empfindlicher Bedeutungen steckt, die sich in ihm inkarniert haben.

Canetti entwickelt die Macht als Digestion. Sie beginnt mit Belauern und Zupacken, verläuft über dentale Zermalmung bis hin zur Verdauung und Ausscheidung. Diesem Prozess aber ist die Mundgreiflichkeit der Macht eingelagert, wie ich es parallel zur Handgreiflichkeit nennen möchte.

Macht ist die *potestas*, ein Objekt auch gegen seinen Willen ergreifen zu können. Schon die tastende Berührung ist »Vorbote des Schmeckens«. Die ergreifende Hand ist der »Vor-Raum des Mauls und des Magens«.²³ Oft ist bei Tieren die Kralle oder Tatze ersetzt durch das »bewaffnete Maul, das die Ergrei-

21 Vgl. Klein, Melanie: Die Psychoanalyse des Kindes. München und Basel 1971 (zuerst 1933). – Bion, Wilfred R.: Elemente der Psychoanalyse; Frankfurt am Main 1992. – Ders.: Transformationen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997.

22 Canetti, Elias: Masse und Macht; Frankfurt am Main: Fischer 1966 (das Kapitel »Die Eingeweide der Macht«).

23 Ebd. S. 225.

fung besorgt«. Schon bei Säuglingen kann man beobachten, dass der Bemächtigungsantrieb sich nicht im manuellen Ergreifen erschöpft, sondern stets seinen Terminus im Mund findet: Alles wandert an oder in den Mund. Auf dieser frühen phylo- und ontogenetischen Ebene erweist sich Macht als die Verringerung oder gar Vernichtung der Distanz, die ein Körper im Verhältnis zu einem anderen einnimmt. Canetti zeigt, dass die Folge von Ergreifen, Pressen, Zerquetschen, Zerfleischen, Verschlängen die Logik der Macht bestimmt. Besonders das Zerquetschen gilt, buchstäblich wie metaphorisch, verachteten Objekten. Was man zerquetscht, ist in »das Reich der Menschlichkeit nie einbezogen«.²⁴

Hier, bei zermalmenden Zähnen, ist der Raum der Distanz auf Null geschrumpft. Bei gewaltsamer Distanzlosigkeit – dort also, wo *potestas* in *violencia* umschlägt – brechen physische wie soziale Identitäten zusammen, so wie umgekehrt bei zwanghafter Distanzierung Entfremdung und Einsamkeit zunehmen. So ist für alle Formen von Sozialität der mittlere, wechselseitig anerkannte und gewahrte Abstand konstitutiv. Mehr als alle anderen ist der Mächtige, besonders der Souverän, durch Abstand charakterisiert.

»Das auffälligste Instrument der Macht, das der Mensch und auch sehr viele Tiere an sich tragen, sind die Zähne. Die Reihe, in der sie angeordnet sind, ihre leuchtende Kette, sind mit nichts anderem, was sonst zu einem Körper gehört und an ihm in Aktion gesehen wird, zu vergleichen. Man möchte sie als die erste Ordnung überhaupt bezeichnen [...]; eine Ordnung, die als Drohung nach außen wirkt, nicht immer sichtbar, aber immer sichtbar, wenn der Mund sich öffnet, und das ist sehr oft. Das Material der Zähne ist verschieden von den übrigen augenfälligen Bestandteilen des Körpers [...] Sie sind glatt, sie sind hart, sie geben nicht nach; man kann sie zusammenpressen, ohne dass ihr Volumen sich verändert; sie wirken wie eingesetzte und wohl polierte Steine.«²⁵

An der Glätte, der Reihenanordnung und der Bedrohlichkeit der Zähne entdeckt Canetti die primordialen Merkmale der Macht.

»Glätte und Ordnung, als Manifest der Eigenschaften der Zähne, sind in das Wesen der Macht überhaupt eingegangen. Sie sind unzertrennlich von ihr und in jeder Form der Macht das erste, das sich feststellen lässt.«²⁶

24 Canetti, Elias: Masse und Macht, S. 226.

25 Ebd. S. 228/9.

26 Ebd. S. 229.

Die Reihengliederung der Zähne bietet das Modell der Serie, der Regularität überhaupt, wie sie etwa beim Militär, aber auch in der Verwaltung, in jeder straffen Organisation aufzufinden sind. Zähne sind das werkzeughafte Vorbild für jene Reihenordnungen, welche in Institutionen verkörpert und in Buchstaben und Zahlen interpretierbar und berechenbar gemacht werden.

Dies sind kühne Analogien zwischen den Zähnen und der Ordnung der Gesellschaft. Canetti behauptet nichts weniger, als dass Ordnungen gleichsam aus den Zähnen hervorgehen, oder wenigstens, dass ihre Funktionen, ihre Anordnung, ihr Aussehen und ihre Qualitäten für viele soziale Figurationen vorbildlich waren. Um dies zu plausibilisieren, weist Canetti auf die Mittelstellung der Zähne zwischen Organ und Werkzeug hin. Diese ›Brückenfunktion‹ der Zähne macht sie tauglich, als Modell des Werkzeuggebrauchs zu dienen, der aber noch tief in magischen Vorstellungen eingelassen ist. Zähne dienen als Instrumente (›Zähne als dritte Hand‹ nennen es Paläoanthropologen), aber sie fungieren gleichzeitig auch als magische Zeichen. Sie sind der symbolische Pol der Handlungsmacht.

Auf der Werkzeug- und Waffentechnik beruht die Zivilisation des *toolmaking animal*, des ›bis an die Zähne bewaffneten‹ Menschen, der ›Haare auf den Zähnen‹ hat.²⁷ Als Drohgebärde werden Zähne gefletscht; militärisch objektiviert entfalten sie sich als Zangen-Angriff, der den Gegner packt und zermalmt. Das ist ein kultureller Grund-Akt; denn eine Kultur, die an Zähnen ihr Modell nimmt, beruht auf der Macht und der Aggression, die im dentalen Zupacken konzentriert sind. Das heißt aber auch, dass von den Zähnen der Schrecken der Macht ausgeht.

Wir wollen damit die poetischen Studien Canettis zu den Zähnen verlassen. Wir erkennen, dass man durch die Methode einer Wissenspoetik, wie sie Canetti entfaltet, zu einer starken metaphorischen Verdichtung der dentalen Aktivitäten, aber auch zur Generalisierung einer dental zentrierten Dynamik der Macht gelangt, die erst durch die Metaphorik ermöglicht ist. Beides ist für die Ausarbeitung einer Anthropologie des Tuns aufschlussreich. Es sagt viel über uns, wenn wir verstehen, dass unsere aus aggressiven Impulsen hervorgehende Handlungspotenz ihren – vielleicht primitiv zu nennenden – Ursprung im Dentalraum findet. Canetti entdeckt auf diesem Wege, dass der Politik der Macht eine archaische oral-aggressive Dynamik eingeschrieben ist. Und anthropologisch gibt er zu bedenken, dass die Polarität von Tun und Lassen, aber auch die Dualität von operativen Techniken einen ganz anderen Entstehungsraum haben als in der Hand oder den Seelenregungen: nämlich in der Mundhöhle.

27 Zur historischen Semantik der Zähne vgl. Böhme / Slominski: Das Orale, S. 61-68.

4. MUNDHÖHLEN-POETIK

Man darf also sagen, dass im Mundraum das Subjekt geboren wird. Sieht man näher zu, so wird diese These auch von Psychoanalytiker_innen wie Linguist_innen nahegelegt. Gewiss gibt es seit der Antike bis heute eine Anthropologie, die aus dem »aufrechten Gang«²⁸ hergeleitet wird. Sie ist, ebenso wie die These vom Haut-Ich, immerhin eine Gegenposition zu jenen Ansätzen, welche alles, was wir sind und können, als Projektionen und Objektivationen des Gehirns darstellen. Beides ist nicht neu. Es geht mir auch nicht darum, mit der Theorie des Oralen eine Drehung mehr im Paragone um die Königsposition der Organe einzuleiten. Aber es geht schon darum, die im Körperselbstgefühl stets präsente Mundhöhle mit ihrer strukturellen und funktionalen Einzigkeit in den anthropologischen Diskurs zu *integrieren*. Die orale, geschmackliche wie taktile Selbstwahrnehmung, die elementare Disjunktion von Innen und Außen, die primäre Rhythmisierung der Triebwelt in Hunger und Sättigung, die orale Libido und die dentale Aggression sowie schließlich die Sprachbildung, durch die allererst semiotische Vergegenständlichung und kommunikative Teilhabe möglich werden – sie alle haben eine absolut erstrangige Bedeutung für die Ontogenese des Individuums und die historische Ausdifferenzierung der Gattung Mensch. Der Mund wird dabei als einzigartiger Schwellenraum von Außen und Innen, als Ein- und Ausgangsraum, als Transit vielfältigen, materialen, phonetischen und symbolischen Verkehrs erkennbar. Man muss weiter gehen: Der kultivierte Mensch ist fundiert in uralten physiologischen Evolutionen des Mundraums, in einer Zeitentiefe, die von fast allen Wissenschaften als das »primitive Zeitalter« angesehen wird.

Anthropologische Mundforschung ist eine Art Speläologie, eine Höhlenforschung, eine Expedition in eine *spelunca*. Die Expeditionen ins Menschen-Innere sind immer Erkundungsreisen in unterirdische Reiche, Höhlen und Cavernen, aus denen wir kommen und die phantastische Figurationen unserer selbst enthalten. Davon erzählt der einzige Mundhöhlen-Roman, den wir kennen, »Die Spange« (2006) von Michel Mettler.²⁹ Mundwissenschaft ist der Ursprung allen Wissens, heißt es im Roman: eine schöne Intuition. Mettler spricht von einer »Expedition in ein abgedunkeltes Gebiet«. Die Mundhöhle ist ein fremdes Territorium und ein Territorium des Fremden, genauso wie das Weltall oder die außereuropäischen Kulturen für Expeditionsreisende im 17. Jahrhundert. Man

28 Bayertz, Kurt: Der aufrechte Gang. Eine Geschichte des anthropologischen Denkens. München: C.H. Beck 2012. Der Mundraum kommt hier nicht vor.

29 Mettler, Michel: Die Spange. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006.

erinnere sich an den Buchtitel *Expeditionen in den dunklen Kontinent* von Christa Rohde-Dachser (1991)³⁰; hier handelt es sich um Reisen in den *dark continent* des Weiblichen (Freud). Die Psychoanalyse, davon war Freud überzeugt, ist immer auch die Expedition in eine fremdkulturelle *terra incognita*. So ist die Mundhöhle in Mettlers Roman vieles zugleich: der Raum einer wissenschaftlichen Exploration; die Sphäre eines grandiosen Phantasmas; eine archaische Höhle, in die der Protagonist, der ausgerechnet Anton Windl heißt, regrediert, in die Tiefenschichten der eigenen Existenz und der Menschheitsgeschichte. Schon Romantiker, wie Novalis, Hoffmann oder Tieck, verwandelten die subterrane Erd-Innenwelt in eine Topographie des Unbewussten.³¹ Man steigt in das eigene Innere wie in Schacht und Stollen und begegnet einer unentdeckten Welt, neu und uralte, befremdlich und vertraut. Wir dürfen auch an Platons Höhlengleichnis denken (Politeia 514a–515b): Die Mundhöhle Anton Windls wird zum projektiven Theater der Illusionen.

Man erinnere ferner das Diktum von Novalis: »Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? [...] – Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg.«³² »Nach Innen«: Das heißt im Inneren des Subjekts liegen die Relikte noch so ferner Kulturen und Zeiten. In Mettlers poetischer Mundwissenschaft wird die Höhlen-Metapher in den Formen ausfabuliert, die in der Moderne einzig möglich sind: als poetische Phantasie oder als psychopathologische Symptomatik.

Mettler hat in der Mundhöhle eine überraschend reiche wie auch amüsante kulturelle Semantik und zeitliche Tiefenschicht entdeckt. Nur kurz erinnere ich an Hans Blumenbergs Werk »Höhlenausgänge« von 1989.³³ Blumenberg benutzt als Motto den Tagebucheintrag Kafkas vom 24. Januar 1922: »Mein Leben ist

30 Rohde-Dachser, Christa: *Expeditionen in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*; Berlin u.a.: Springer 1992.

31 Böhme, Hartmut: *Romantische Adolenzkrisen. Zur Psychodynamik der Venuskult-Novellen von Tieck, Eichendorff und E.T.A. Hoffmann*. In: *Text & Kontext, Sonderreihe Bd. 10: Literatur und Psychoanalyse*, Kopenhagen/München 1981, S. 133-176. – Ders.: »Geheime Macht im Schoß der Erde«. *Das Symbolfeld des Bergbaus zwischen Sozialgeschichte und Psychohistorie*. In: ders.: *Natur und Subjekt*; Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 67-144.

32 Novalis: *Werke, Tagebücher und Briefe*, hg. v. Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel, Bd. II München Wien: Hanser 1978, S. 233 (= Blütenstaub-Fragment Nr. 16).

33 Blumenberg, Hans: *Höhlenausgänge*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.

das Zögern vor der Geburt.«³⁴ Ungeborenes, oder nicht zu Ende geborenes Leben: Das ist ein Leben in der Geburtshöhle, der Inbegriff der Höhlenexistenz überhaupt. Der Protagonist in Mettlers Roman ist solch ein Höhlenbewohner, der sich eine künstliche Höhle schafft und seinen Mundraum zum Schoß sonderbar kunstvoller Gebilde verwandelt. Der Mensch, so Blumenberg, kommt aus den Höhlen, sie sind sein umhüllender Schutzraum und zugleich der primitive Ausgangsraum des Lebens, aus dem die Geschichte herausstrebt, um ein Leben im Licht der (Erd-)Oberfläche zu führen. *Höhlen sind der geschichtslose Grund des Geschichtlichen*. Man denke daran, dass schon der Prometheus des Aischylos die Menschheit aus ihrem Höhlendasein befreit, indem er ihnen Kulturtechniken vermittelt. Die gelichtete Erdoberfläche aber kann, so Blumenberg, im Fortgang der Zivilisation zerstört werden, so dass am Ende der Geschichte wieder die Rückkehr in die Höhlen stehen könnte: der Primitivismus des Anfangs. Ähnlich kollabiert bei Anton Windl die Oberfläche des Lebens und er kehrt in die Höhle zurück, die Mundhöhle seiner primären Lebendigkeit. Diese Höhle aber ist nunmehr erfüllt mit Semantiken und Artefakten der Kulturgeschichte. Blumenberg liefert eine Anthropogenese auf Grundlage der Höhlen-Metapher. Mettler zeigt die Umkehrung: die Regression zu einem Höhlenbewohner, der indes kein moderner »Walden; or, Life in the Woods« ist (Henry David Thoreau, 1854), sondern ein Fall für Medizin und Psychoanalyse. Das Archaische und Fremde ist nicht das Gesunde, sondern gerade das Kranke. Der Expeditionsraum zur Erkundung des modernen Primitiven sind nicht länger Südsee und Urwald, sondern der Körper und die Seele des Stadtmenschen. Daraus ist die historische Anthropologie zu entwickeln.

34 Kafka, Franz: Tagebücher, hg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller, Malcolm Pasley, in: ders.: Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Frankfurt am Main: Fischer 2002, S. 888.

4. STRUKTURGITTER

Zum Abschluss fasse ich die Ergebnisse in einem Strukturgitter zusammen, das die Systematik anzeigt, in welcher sich eine historisch-anthropologische Mundforschung (die es noch nicht gibt) einfügen könnte.

Tabelle 1: Analyseebenen des Oralen I

Systemebene	Metabolismus I	Metabolismus II
Funktionsebene	Atmung	Nutrition/Gustus/ Gastrosophie
Aktivitäten/Sensorien	atmen, hecheln, schnau- fen, keuchen, hyperven- tilieren, therapeutisches Atmen...	riechen, schmecken, einspeicheln, kauen, zermahlen, schlucken, würgen, übergeben...
Praxistypen	Kulturen/Therapien des Atmens	Ernährungsstile, Esskul- turen, Etiketten
Affekttypen	Engung/Weitung Rhythmus Angst/Befreiung	appetitive Begleitaffekte zwischen Genuss und Ekel: freuen, gieren, ekeln, abwehren, (sich) unterhalten, sich enthal- ten...
Scheitern und Störun- gen/Krankheiten	Ersticken Apnoe, Tabakkonsum, Atemwegserkrankungen	Verhungern Anorexie, Bulimie
Exteriorisierung vs In- teriorisierung	Innen-Außen-Rhythmus	a. Von Außen nach Innen b. Attraktion vs. Repul- sion
Physiologische Koope- rationen, Ensembles	Mund-Nasen-Raum, Lungen/Zwerchfell/ Bauchraum	Gustus – Tactus – Olfac- tus. Nase, Zähne, Zunge, Schlund, Magen, Darm

Tabelle 2: Analyseebenen des Oralen II

Systemebene	Kommunikation I	Kommunikation II
Funktionsebene	Semiotik I: Sprache	Semiotik II: Mimik, Gestik, Physiognomik, Pathognomik
Aktivitäten/Sensorien	sprechen, schreien, tönen, singen, flüstern, stottern, tuscheln,...	grimassieren, fletschen, stöhnen, lächeln, zannen, jauchzen, brüllen, knirschen,...
Praxistypen	Sprach-/Sprechkulturen, performative Sprechakte	Histrionische Dimension: Expressionen Verkörperungen Performativität
Affekttypen	Freude vs Frustration, sich vertraut vs sich fremd fühlen, verbunden vs isoliert	Wut, Schrecken, Angst, Strenge, Sympathie, Sehnsucht, Hingabe, Freude, Verführung...
Scheitern und Störungen/Krankheiten	nicht verstehen, nicht sagen können, schweigen Stottern, Aphasie, Autismus, kommunikative Störungen	Ausdrucksleere, Starre, Maskenhaftigkeit ›Unlesbarkeit‹, mimisches ›Rauschen‹
Exteriorisierung vs Interiorisierung	Von Innen nach Außen [korrespondierend: Rezeption durch Ohr]	Von Innen nach Außen [korrespondierend: Rezeption durch Auge]
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Zunge, Zähne, Lippen, Mundraum, Stimmapparat, Atmungsorgane	Zunge, Zähne, Lippen, Gesicht, Hände, Leib

Tabelle 3: Analyseebenen des Oralen III

Systemebene	Triebdynamik I	Triebdynamik II
Funktionsebene	Orale Libido/orale Lüste	Orale Aggressivität – Traumatisierung
Aktivitäten/Sensoren	lutschen, saugen, küssen, schmecken, züngeln	mit den Zähnen packen, zubeißen, zermalmen, verschlingen, vernich- ten, (zer)knirschen
Praxistypen	Objektbesetzung nach dem Typus ANLEHNUNG und VERSCHMELZUNG; ohne Reziprozität; nar- zisstische Beziehungen; Subjekt-Objekt- Diffusion: Immersion, Entgrenzung, Fetischis- mus: Ich bin klein, aber ein Teil von Dir	Objektbemächtigung nach den Typen der MACHT: ohne Rezip- rozität, destruktive Be- ziehungen; Subjekt- Objekt-Vernichtung: Vampirismus, Zerstä- ckelung, Folter; Ich bin groß und Du bist ein Teil von mir
Affekttypen	Sehnsucht nach Ver- schmelzung mit Objekt: ozeanische Gefühle, flow-Erlebnisse, Para- dies, Grandiosität, All- Einheit...	Begehren nach Ernied- rigung des Objekts: Verachtung, Terror, Hass, Schmerz, Tri- umph, Qual... →Sadis- mus, S/M- Konstellationen
Scheitern Störungen/Krank- heiten	Größen-Ich, Narzissti- scher Mangel, Regressi- on, Unerreichbarkeit, Verlassenheit. Narzissti- sche Neurose	Ohnmacht, ›Leere‹, Einsamkeit, Bruxismus, Perversionen, Anan- kasmus, Persekutive Paranoia

Exteriorisierung vs Interiorisierung	Von Innen nach Außen + von Außen nach Innen. Projektive Identifikation	Von Innen nach Außen + von Außen nach Innen. Projektive Identifikation
Physiologische Kooperationen, Ensembles	Beteiligung weiterer ›Leibinseln‹, bes. Hände und Haut	Evtl. muskulärer Apparat, Hände

Erläuterungen:

Diagramme sollen vereinfachen, Überblicke verschaffen, Einsichten befördern. Oft tun sie das Gegenteil.

Der Mundraum initialisiert drei fundamentale Achsen der Reproduktion: den Metabolismus in den zwei Modi von Atmen und Essen/Trinken; die Kommunikation auf lautsprachlicher und averbal-fazialer Ebene; die Triebdynamik in begehrender und aggressiver Ausrichtung. Letztere Ebene ist für die ersten beiden grundlegend: Ohne oralen *drive* keine den Stoffwechsel einleitenden Akte und keine Motive zu interaktiver Verständigung, die auf sprachlicher und mimischer Artikulation beruht. ›Trieb‹ ist hier weit gefasst: von instinktiven Antrieben und Reflexen (was Freud primäre ›Bedürfnisse‹ nennt) über psychosomatische Triebe (Begehren, Libido) bis zu kulturell ausdifferenzierten Motiven, Strebungen, Sehnsüchten, Intentionen, Wille. Der zwingende Charakter biologischer Programmierung nimmt auf diesen drei Stufen ab, was der kulturgeprägten Sozialisation überhaupt erst Chancen für Eingriffe und sekundäre Prägungen einräumt. Umgekehrt kommen Aktivitäten, die nur und allein von Instinkt und biologischem Bedürfnis beherrscht sind, nur noch in extremen Randlagen von physischer Not, totaler Entsublimierung und Regression vor. Die drei Grundformen der Triebdynamik sind hinsichtlich der hierbei typischen Verflechtungen von soziobiologischen und kulturellen Prägungen in jedem Einzelfall von Verhalten sorgfältig zu analysieren.

Diese Verflechtung von biologischer Determination und kultureller Offenheit entspricht den von Helmuth Plessner beschriebenen drei, durchaus paradoxen Strukturmerkmalen des Menschen: exzentrische Positionalität, vermittelte Unmittelbarkeit, natürliche Künstlichkeit. Sie finden sich auf allen drei Systemebenen und den sechs Funktionsebenen des Oralen – der Triebdynamik, dem Metabolismus und der Kommunikation – wieder.

Ein entscheidendes Strukturmerkmal von oralen Aktivitäten sind die räumlichen Direktionen. Sie ordnen die exteriorisierenden und interiorisierenden Akti-

vitäten. Die Bi-Direktionalität ist im Vergleich zu Augen, Ohr und Haut etwas Eigentümliches und hat zur Folge, dass nur die oralen Aktivitäten sowohl den Pol des Tuns wie den des Lassens, sowohl aktive wie passive Momente, sowohl verinnerlichende wie entäußernde Handlungsformen aufweisen.³⁵ Doch auch diese polare Skalierung von Mundraum-Aktivitäten ist hinsichtlich der wechselseitigen Durchdringung von biologischen und kulturellen Prägungen in jedem Einzelfall sorgfältig zu analysieren, wie wir am Beispiel des Küssens schon sahen. Hier hatten wir jedoch biologisch mitspielende Hintergrundfaktoren wie hormonelle Ausschüttungen, Mund-zu-Mund-Speisung, Küssen als Derivat des *social grooming* oder als erotische Sublimation des Beißen-, Fressen- oder Ausaugen-Wollens noch nicht berücksichtigt, was bei einer naturwissenschaftlichen, sprich philematologischen Kuss-Forschung notwendig wäre. In jedem Fall ist die Organisation von Aktions-Typen nach den beiden Grundrichtungen der Interiorisierung und Exteriorisierung fundamental für jede Theorie der Kultur.

Ferner sollen die Diagramme deutlich machen, dass den wahrlich mannigfaltigen Aktivitätsformen des Oralen unausweichlich eine Ebene begleitender sensorischer Reizungen und Gefühle entspricht. Ja, man könnte sagen, dass aus den lebensgeschichtlich frühesten oralen Aktivierungen überhaupt erst der *mundus sensibilis* und der *mundus affectationis* sich aufzubauen beginnen, also die sensitive und die gefühlsmäßige Welt. Ferner kann man sagen, dass auf die oralen Aktivitäten sich ganze kulturelle Universen setzen, also etwa die hochbedeutsame und weltweit zu regionalen Eigentümlichkeiten ausdifferenzierte Ess-Kultur, das reiche Feld der Sprachen und der Kommunikationsstile, die kulturell wie lebensgeschichtlich eigentümlich ausgeprägten Formen der oral libidinösen und oral aggressiven Antriebe.

Nahezu alle oralen Aktivitäten weisen aufgrund ihrer bipolaren Organisation eine durchschnittliche Mittelzone auf, die man die Normalform nennen darf, die von einer mehr oder weniger großen Zahl von alltäglichen bis pathologischen Störungen bzw. Krankheiten gerahmt werden.

Ganz besonders wichtig, aber in einem Diagramm schwer zu fassen, sind die Objektbeziehungsformen, die von den beiden Achsen der oralen Triebdynamik gebildet werden. Problematisch ist das Diagramm deswegen, weil die kulturelle Vielfalt von oral fundierten Beziehungen, die wir zu Objekten aufnehmen und

35 Bidirektionale Fähigkeiten weist allerdings auch der Hautsinn aus, insofern jede Objekt-Wahrnehmung auch eine Selbst-Wahrnehmung auslöst. Die Porosität der Haut kennt Bewegungen nach außen, etwa im Schwitzen, wie nach innen (z.B. Wärmeleitung). Vgl. Benthien, Claudia: *Haut: Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.

unterhalten, nicht schematisch zu fassen ist. Die immer wieder festgestellte Doppelmatrix ist deswegen so wichtig, weil sie – nach dem Gesetz der Erhaltung psychischer Energien wie auch ihrer lebenslangen und in der kulturellen *longue durée* unabschließbaren Transformation – von individuellen Dispositionen (z.B. orale Abhängigkeiten, die zu Ess-Störungen führen; Ausbildung sadomasochistischer Dynamiken, Volkskrankheit Zähneknirschen) bis zu kulturellen Übersetzungen (z.B. die langwellige Konjunktur des Vampirismus) und politischen Figurationen reichen (projektive Identifikationen im Führer-Staat, kollektive paranoide Abwehrdynamiken oder Vernichtungswünsche). Hier sind noch viele historische Untersuchungen und Fallanalysen in durchaus interdisziplinärer Ausrichtung nötig, um die vorgestellten Diagramme mit Leben zu füllen und gegebenenfalls weiter zu entwickeln. In jedem Fall belehrt der Mundraum darüber, dass die für die Anthropologie der Handlung grundlegende Unterscheidung von Tun und Lassen ihre erste Formatierung durch die aktiven und passiven, motorischen und sensorischen Aktivitäten des Mundes erfährt. »Der Urgrund aber ist das Wasser«, meinte Thales. Der Urgrund unserer physischen und sozialen Existenz aber ist der Mundraum. Wenn in dieser Weise von Anthropologie gesprochen wird, so ist damit sowohl eine strukturelle (in Teilen überhistorische) wie auch eine historische Anthropologie gemeint. Sie ist gewiss nicht durch die multiplen Aktivitäten des Mundraums erschöpft. So werden z.B. die Richtungsräumlichkeit (z.B. oben/unten; rechts/links; vorne/hinten) und damit auch die kinetische Erschließung des Raums (durch den aufrechten Gang) durch völlig andere Unterscheidungen und Leistungen gebildet als diejenigen des Mundraums. Menschenbildung kann nicht auf einen mythischen oder historischen Ursprung, aber auch nicht auf eine privilegierte Körperzone oder Leistung reduziert werden, sondern es handelt sich um einen komplexen Multi-Level-Selektionsprozess, der ebenso biologisch programmiert wie kulturgeschichtlich transformiert wird. Allerdings aber werden bestimmte Differenzierungen wie z.B. die von Innen und Außen, von Tun und Lassen, von Angenehm und Widrig, von Libido und Aggression zuerst »im« Munde gelernt. Diese oralen Matrixen prägen sich dann späteren Entwicklungsstufen auf, ohne die Offenheit der Bildungsprozesse und die Ausdifferenzierung der uns charakterisierenden Leistungs-, Empfindungs- und Erkenntnisniveaus zu determinieren.

LITERATUR

- Anzieu, Didier: Das Haut-Ich, 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991 [1985].
- Bayertz, Kurt: Der aufrechte Gang. Eine Geschichte des anthropologischen Denkens, München: C.H. Beck 2012.
- Benthien, Claudia: Haut: Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.
- Blumenberg, Hans: Höhlenausgänge, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
- Bion, Wilfred R.: Elemente der Psychoanalyse, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.
- Bion, Wilfred R.: Transformationen, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997.
- Böhme, Hartmut & Slominski, Beate (Hg.): Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin, München: Fink 2013.
- Böhme, Hartmut: »Geheime Macht im Schoß der Erde«. Das Symbolfeld des Bergbaus zwischen Sozialgeschichte und Psychohistorie. In: ders.: Natur und Subjekt, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 67-144.
- Böhme, Hartmut: Romantische Adolenzkrisen. Zur Psychodynamik der Venuskult-Novellen von Tieck, Eichendorff und E.T.A. Hoffmann. In: Text & Kontext, Sonderreihe Bd. 10: Literatur und Psychoanalyse, Kopenhagen/München 1981, S. 133-176.
- Busch, Kathrin; Därmann, Iris (Hg.): »pathos«. Konturen eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs, Bielefeld: Transcript 2007
- Canetti, Elias: Masse und Macht, Frankfurt am Main: S. Fischer 1966.
- Dahlmanns, Claus: Die Geschichte des modernen Subjekts. Michel Foucault und Norbert Elias im Vergleich, Münster: Waxmann 2008.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974.
- Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 [1985].
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde., 3. Aufl.: Francke 1969 [1939].
- Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur, in: Ders.: Studienausgabe Bd. IX; 5. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 1989, S. 193–270.
- Herder, Johann Gottfried: Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit, in: Ders.: Werke in X Bdn., hg. v. Martin Bollacher u.a., Bd. VI. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.

- Kafka, Franz: Tagebücher, hg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller, Malcolm Pasley, in: Ders.: Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe, Frankfurt am Main: S. Fischer 2002.
- Klein, Melanie: Die Psychoanalyse des Kindes, 2. Aufl. München: Kindler 1971 [1933].
- Kott, Jan: Gott-Essen. Interpretationen griechischer Tragödien, München: Piper 1991.
- Laplanche, Jean / Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psychoanalyse, 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
- Mettler, Michel: Die Spange, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006.
- Metzinger, Thomas: Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik, München: Piper 2014.
- Montandon, Alain: Der Kuß. Eine kleine Kulturgeschichte, Berlin: Wagenbach 2006.
- Novalis: Werke, Tagebücher und Briefe in 2 Bdn, hg. v. Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel, München und Wien: Hanser 1978.
- Picht, Georg: Kunst und Mythos, Stuttgart: Klett-Cotta 1990.
- Rohde-Dachser, Christa: Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse, Berlin: Springer 1992.
- Schmitz, Hermann: System der Philosophie, Bd. III/2: Der Gefühlsraum, 2. Aufl. Bonn: Bouvier 1981.
- Schmitz, Hermann: Leib und Seele in der abendländischen Philosophie. In: Philosophisches Jahrbuch 85 (1978), S. 221-241.
- Jürgen Trabant: Von der Hand in den Mund? Über den Zusammenhang von oraler Artikulation und Gebärde. In: Böhme, Hartmut & Slominski, Beate (Hg.): Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin, München: Fink 2013, S. 33-42.